

Wissens- oder Wissenschaftsgesellschaft?

Etwas geschieht mit dem Wissen derzeit: Es wird offenbar wichtiger, es wird aber auch anders. Und es scheint, als sei Wissen nicht mehr notwendig verbunden mit Wissenschaft. Suchen wir nach empirischen Belegen für diesen Eindruck, finden wir wenig: viele gute und genaue Beobachtungen gesellschaftlicher Prozesse, Analysen zu Rezeption und Anwendung von Forschung. Aber der Zusammenhang?

Noch vor dreißig Jahren sprach man vom „Elfenbeinturm“ der Wissenschaft, davon ist heute – auch in den Beiträgen dieses Heftes – nicht mehr die Rede. Hier drückt sich eine Entwicklung aus, welche den institutionellen Ort von Wissenschaft betrifft. Die weitgehende Ausschließlichkeit, mit der Wissenschaft an Universitäten beheimatet war, beginnt sich aufzulösen und hat sich bereits aufgelöst. Die universitätszentrierte Form der wissenschaftlichen Arbeit ist nur noch ein Teil; zum Ganzen gehören außeruniversitäre Forschungsinstitutionen, Forschungs- und Entwicklungsabteilungen in Betrieben und Konzernen, Organisationen und Initiativen. Dies ist ein „Oberflächenphänomen“ (Weingart) der Organisation, bedeutsam genug, wenn es um Bildungs- und Forschungspolitik, relativiert aber, wenn es um den Strukturwandel des Wissens im gesellschaftlichen Kontext geht.

Die Wissenschaft hat den Elfenbeinturm verloren, damit auch die soziale Distanz zu den Anwendungskontexten, das gilt ebenso für die Universitäten, wenn auch unterschiedlich in den Disziplinen. Mit dem Verlust der Distanz wurde und wird das Wahrheitskriterium brüchig und trivial, Qualität von Wissenschaft wird heute nicht mehr nur von Wissenschaft, sondern auch von den Anwendern beurteilt – nicht zeitlich und systematisch nachgeordnet, sondern im Kontext der Entstehung (Kade/Seitter). Mehr noch: Die Anwender erzeugen selbst das Wissen, arbeiten „wissenschaftlich“ – der

Forscher wird in der Wissensgesellschaft zum universell erwarteten Handlungstypus. Empirie wird die alltägliche Kategorie für nicht einfach gemachte, sondern gesuchte und reflektierte Erfahrungen.

Das verändert die Rollen der Menschen, die in den bislang abgeschotteten Bereichen arbeiteten. Wissenschaftlich Tätige müssen sich anders verantworten und behaupten, ihre Arbeit in einen weiteren als nur den disziplinären Kontext stellen. Der Bedeutungszuwachs von Wissenschaft vermindert paradoxerweise das gesellschaftliche Ansehen von Wissenschaftlern – ihre Leistungen werden als anfecht- und hinterfragbar, ihre Fragen als wichtig und unwichtig erkannt. Wissenschaftliche Kommunikation ist heute nicht mehr einfach eine Weitergabe von Wissen, sondern eine symmetrische und nicht-hierarchische Form der Wissensverbreitung (Felt). Die Wissenschaftler werden mehr und mehr danach gefragt, ob sie auch Experten und Expertinnen sind, Sachkundige, die Probleme beurteilen, einordnen und loyal einer Entscheidung zuführen können (Peters). Expertentum ist praktisch überprüfte Wissenschaft, und in einer Zeit, in der alle Menschen nahezu überall Laien und nur in wenigen Bereichen Experten sind, kommt einer Symmetrie und angemessenen Kommunikation hier eine wichtige Rolle zu. Mehr Wissen über Wissenschaft bedeutet nicht unbedingt mehr Akzeptanz von Wissenschaft, eher umgekehrt: Gerade die Kundigen wissen um die Tücken und Fallstricke der scheinbar objektiven, wissenschaftlich belegten Wahrheit.

Aber nicht nur die Institutionen und die Menschen, auch der Gegenstand selbst ändert sich. Was ist Wissenschaft überhaupt? Die früher mögliche Antwort: „Alles, was ein deutscher Professor sagt“, gilt heute nicht mehr. Wissen und Wissenschaft werden zunehmend entpersonalisiert und dekontextualisiert, sie sind immer rückführbar auf einzelne Per-

sonen oder definierte Zusammenhänge, in denen sie entstehen. Das hängt zusammen mit den veränderten, teilweise kollektiven Arbeitsprozessen, aber auch mit den Medien und der Globalisierung von Wissensbeständen. Wissen durchdringt die Lebensbereiche, das alltägliche Leben durchdringt im Gegenzug die Wissenschaft. Nicht mehr die soziale Kontrolle der Wissenschaftler, nur noch die soziale Kontrolle des Wissens kann hier eine gesellschaftliche Dimension ermöglichen. Wissen über Wissenschaft hat praktischen Nutzen und eröffnet einen Teil unserer Kultur, ungleich schwerer aber ist es, die Mitsprache der Menschen in einer zunehmend verwissenschaftlichten Welt zu sichern (Göpfert).

Was bedeutet das für Bildung? Vermittlung und Aneignung müssen sich entwickeln, Informationsveranstaltungen zu wissenschaftlichen Erkenntnissen haben keine Perspektive – sie nehmen nicht zufällig seit 15 Jahren kontinuierlich ab (Franz-Balsen/Stadler). Die Relevanz von Wissen und wissenschaftlichen Erkenntnissen kann perspektivisch nur über den Diskurs zu Wahrheit und Qualität von Wissenschaft in Bildungsprozessen umgesetzt werden, über die Motivation der Menschen, sich mit der Bedeutung wissenschaftlichen Wissens für ihr Leben auseinander zu setzen. Erwachsenenbildung spielt dabei eine wichtige Rolle, wenn sie sich als Forum für diesen Diskurs versteht.

Gesellschaftliche Teilhabe ist dabei ein Balanceakt, der umso schwieriger ist, je mehr sich Wissenschaft demokratisiert – paradoxerweise. Hans-Olaf Henkel sagt im Interview, dass wir eine gesellschaftliche Vereinbarung über Forschungsrichtungen brauchen, aber keine Festlegung zu erwarteten Ergebnissen. Wie immer Wissenschaft im gesellschaftlichen Kontext angesiedelt ist: Auf Kreativität kann sie nicht verzichten.

Ekkehard Nuissl